

Künstlerhaus FRISE

# Künstlerkosmos in Gefahr

Das Künstlerhaus FRISE ist ein pulsierendes Universum voller ungewöhnlicher Arbeits- und Lebensformen. In ihm wird „Holz gehäkelt“ und eine „Vertikale Stadt“ entworfen. Jetzt will der Senat das Gebäude verkaufen. Und die Künstler fürchten um ihre Existenz

:: Text: Felix Rohrbeck,  
Foto: Dennis Williamson ::

Nur ein wenig Efeu berankt den vierstöckigen, grauen Kasten in der Arnoldstraße. Ansonsten wirkt das Gebäude, in dem 36 Künstler malen, fotografieren, modellieren und zum Teil auch wohnen, erstaunlich leblos. Der einzige Hinweis auf das bunte Innenleben ist ein blauer Schriftzug über der schlichten Eingangstür. „FRISE“ steht dort geschrieben. Mehr nicht. Doch hinter diesen fünf Buchstaben verbirgt sich eine Geschichte, die viel über Kunst und ihren Stellenwert in dieser Stadt erzählt. Sie beginnt vor knapp 30 Jahren, im Dezember 1977. Damals gründete eine kleine Gruppe Künstler in einer ehemaligen Schraubenfabrik im Schanzenviertel eines der ersten Künstlerhäuser in Deutschland. Man wollte sich selbst verwalten, eine Einheit aus Arbeit und Leben schaffen. Das Konzept funktionierte und man stellte international renommierte Künstler aus. Dann aber, 2003, kam überraschend die Kündigung. Das Schanzenviertel hatte sich von einem armen Stadtteil mit hohem Ausländeranteil zu einem hippen Szenetreff gewandelt. Und der Vermieter witterte das große Geschäft.

„Mit einem Mal standen wir vor dem Nichts“, beschreibt Sabine Mohr die damalige Situation. Von der 51-jährigen Künstlerin mit dunklen, wachen Augen finden sich Rauminstallationen in der ganzen Stadt. Eine gekachelte blau-weiße Schatzkarte an der Bahnunterführung in der Schanzestraße gehört dazu. Und unter der Kibbelstegbrücke, die Fußgänger direkt in die Hafencity leitet, hat sie mit Neonröhren den Flusslauf der Elbe nachgestellt.

Eher zufällig, erzählt sie, sei man bei der Suche nach einer neuen Bleibe auf das Gebäude in der Arnoldstraße gestoßen, einer ehemaligen Friseurschule. Gemeinsam mit einem Verein für Film- und Videokunst erfand man das Kürzel FRISE – eine Anspielung auf die frühere Funktion des Gebäudes – und bewarb sich bei der Stadt um die 1600 Quadratmeter große Fläche. Die Künstler bekamen den Zuschlag – auch weil sonst niemand den heruntergekommenen Komplex haben wollte. Doch die eigentliche Arbeit ging damit erst los. Sabine Mohr kramt Fotos hervor, die erahnen lassen, welche Kraft die Umgestaltung der Räume gekostet haben muss. Man sieht viel Schutt und Künstler in Blaumännern, die Wände durchbrechen und Balken zersägen. „Wir haben das Gebäude komplett entkernt und über 14 Tonnen Schrott herausgeschaufelt“, sagt Sabine Mohr. Ihre Stimme klingt dabei stolz. Aber auch erschöpft.

Das Ergebnis der Umbauarbeiten ist paradox. Man geht durch ein anonymes Treppenhaus, in dem es keine Fenster gibt und das Licht auf einigen Etagen nicht funktioniert. Dann aber öffnet sich eine Tür und plötzlich wird

der ganze Flur von Licht geflutet. Kurz darauf steht man in einem der geräumigen Ateliers und es ist, als hätte man die Schwelle zu einer anderen Welt übertreten. Von der grauen, funktionalen Hülle des Gebäudes ist dann nichts mehr zu spüren. Hinter jeder Tür liegt ein völlig neuer, eigener kleiner Kosmos. In dem Wohnatelier von Sabine Mohr ist die rechte Hälfte von Farbsprenkeln übersät und an den Wänden lehnen großflächige, bunte Bilder. Es ist der Arbeitsraum von ihrem Lebensgefährten Ole Henrik Hagen, einem großen, schlanken Norweger mit hellen Haaren und wasser-blauen Augen. Mit einer Fotoemulsion überträgt er Schwarz-Weiß-Fotos auf Flächen, die er vorher bemalt hat. Eine aktuelle Reihe zeigt Spielzeugfiguren – etwa einen Karussell-Elefanten auf dem Hamburger Dom, der einem mit großen Dumbo-Augen mitten ins Gesicht blickt.

---

Es scheint, als würde sich  
die Geschichte wiederholen.

---

Ein Stockwerk tiefer arbeitet Rolf Bergmeier, der, wie er es selbst ausdrückt, „mit Holz häkelt“. In seinem Atelier liegen haufenweise Äste, die er in einem speziellen, von ihm geheim gehaltenen Verfahren zu verschiedenen Formen aneinander klebt und mit Öl bemalt.

Wiederum ganz anders ist die Kunst von Jochen Lempert, der gerade zwei seiner Fotografien an die Wand hält und noch nach dem verbindenden Element sucht. Er philosophiert über die Parallelität der „Zartheit des Schmetterlings“ (erstes Motiv) und der „Zartheit des Automobils“ (zweites Motiv), nimmt sich dabei aber selbst nicht ganz ernst.

Und dann ist da noch Sonja Feldmeier, eine junge Gastkünstlerin aus der Schweiz, die weltweit Menschen in unterschiedlichen Räumen gefilmt hat und diese Sequenzen mit Hilfe eines hineinmontierten Fahrstuhls in einer Videoinstallation namens „Vertikale Stadt“ zusammenführt.

Am Ende des Rundgangs wirkt Sabine Mohr bekümmert. Es scheint, als würde sich die Geschichte wiederholen. In den letzten Jahren sind die Grundstückspreise in Ottensen gestiegen – und nun möchte die Stadt das Gebäude in der Arnoldstraße verkaufen. Zwar haben die Künstler einen Mietvertrag bis 2013. „Doch wenn hier ein großer Immobilienkonzern kommt und seine Rechtsabteilung auf uns ansetzt, sind wir machtlos“, glaubt Sabine Mohr. Also versuchen die Künstler das Gebäude selber zu erwerben und haben der Stadt ein Angebot gemacht. Doch für die ist ein Verkauf an einen profitgetriebenen Investor lukrativer. Für den Stadtteil könnte das allerdings einen herben Verlust bedeuten. Nur lässt der sich mit Geld kaum beziffern.